

Zeitschrift: Allgemeine schweizerische Militärzeitung = Journal militaire suisse =
Gazetta militare svizzera

Band: 86=106 (1940)

Heft: 2

Artikel: Wesen und Ziele der Militärstatistik

Autor: Schorer-Laforêt, Edgar

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-16722>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 26.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Wesen und Ziele der Militärstatistik

Von *Edgar Schorer-Laforêt*.

1. Was bisher schon geschah.

Es dürfte stets ratsam sein, von Bekanntem und schon Vorhandenem auszugehen. Weiterbauen ist leichter als ganz von neuem anfangen. Sind daher schon Ansätze zu einem Wissenszweig vorhanden, so müssen sie sorgfältig aufgewiesen werden.

Die Militärstatistik ist gewissermassen etwas ganz Neues, aber in anderer Hinsicht darf sie auch als etwas angesehen werden, das im menschlichen Wissen schon ein bestimmtes Bürgerrecht erworben hat. Dabei kamen der Militärstatistik besonders zwei Faktoren besonders zugute: der unbestreitbare Fortschritt der statistischen Methode und die unaufhörlich fortschreitende Integration oder Einverleibung immer neuer Gebiete in das Wehrwissen im strengeren Sinn des Wortes. Die Statistik wurde sich immer klarer über den Wert oder Unwert verschiedener Verfahren zur Feststellung von Tatsachen, sie ging eigentlich mehr in die Tiefe als in die Breite und will auch nicht so sehr eine neue Erfahrungsquelle sein als vielmehr ein immer sicherer und klarerer Weg zum Erkennen. Die Wehrwissenschaft dagegen machte einen zweidimensionalen Fortschritt: sie sah sich der Notwendigkeit gegenüber, die einzelnen Wissensgebiete zu vertiefen, und darüber hinaus, noch immer weitere Wissenszweige in ihre Untersuchungsgegebenheiten einzugliedern. Daher kann man heute schon sinnvoll von einer Wehrchemie, einer Wehrphysik, einer Wehrbiologie, einer Wehrdemographie und von anderen Zweigen des Wehrwissens reden, die wohl oder übel, vor redlich fünfzig Jahren noch unbekannt waren.

Was ist also die Militärstatistik? Was will die Militärstatistik? Diese beiden Fragen harren der Beantwortung. Die Antwort muss zweifach sein: eine historische, eine analytische. Zuerst wird gesagt, was schon geschehen ist, dann wird angegeben, was noch geschehen kann und sogar geschehen muss. Zwischen diesen beiden Darstellungen gibt es keinen Trennungsstrich. Sie gehören zusammen und werden auch zusammen behandelt werden. Die Schwierigkeit der Darstellung liegt darin, dass sie auch etwas Verständnis wecken möchte für das, was man als die Problematik der Wehr- und Militärstatistik ansehen kann. Wir unterscheiden hier beide, gerade so gut, wie wir auch Wehr- und Kriegpsychologie getrennt behandelt wissen möchten. Wozu diese Trennung? Gehören beide nicht zusammen? Ja, bilden beide nicht sogar eine absolute Einheit?

Die Wehrstatistik geht auf das Potentielle, die Militärstatistik aber auf das Aktuelle aus. Potentiell will heissen möglich, aktuell dagegen wirklich. Die Wehrstatistik erfasst daher überwiegend Gegenwärtiges und Künftiges, die Militärstatistik im engeren Sinn des Wortes ist mehr retrospektiv, zurückschauend, historisch, aber nur insofern, als sie die unmittelbare Vergangenheit ins Auge fasst. Der Unbeholfenheit der Theorie muss ein praktisches Beispiel zu Hilfe kommen. Gehört die Feststellung des Nettoverlustes der britischen Marine im jetzigen Krieg zur Wehr- oder zur Militärstatistik? Wir möchten sie entschieden der Militärstatistik zuweisen, denn ihre Einsichten bestimmen unmittelbar das militärische Handeln. Hingegen wäre die Voraussicht dieser Verluste ein wehrstatistisches Problem gewesen. Damit ist aber immer noch nicht die Berechtigung dieser Scheidung erhärtet. Es können drei Gründe hierfür angeführt werden:

- a) Die Methode ist eine andere, je nachdem es sich um Militärstatistik im eigentlichen Sinne und um blosser Wehrstatistik handelt. Mit der Verschiedenheit der Methode ist aber auch ein verschiedener Erkenntniswert verbunden.
- b) Das erstrebte Ziel ist ein ziemlich anderes. Militärstatistik muss zu unmittelbaren Einsichten und Erkenntnissen führen, die einen sofortigen praktischen Wert haben, während in der Wehrstatistik das Ausgerichtetsein auf entfernte Zukunft ebenso bedeutsam ist.
- c) Der betrachtete Gegenstand ist ein verschiedener: das eine Mal handelt es sich darum festzustellen, wie ein Plan sich bewährte, wie ein Befehl ausgeführt wurde und so fort, im zweiten Fall, nämlich dem der Wehrstatistik, erwägt man das zahlenmässig ausdrückbare Kräftespiel, das einmal im Ernstfall zur Geltung kommen könnte.

Bisher wurden allerdings diese Unterschiede nicht gemacht. Daher werden wir im historischen Rückblick darüber hinwegsehen müssen. Man kannte eigentlich nur vier Arten von Militärstatistik, die wir nun der Reihe nach überprüfen müssen:

- a) die Rekrutierungsstatistik,
- b) die Sanitätsstatistik des Heeres,
- c) die militärkriminalistische Statistik,
- d) die Weltstatistik der Bewaffnungen und Heere, wie sie der Völkerbund veröffentlichte.

Zizek, Professor an der Universität Frankfurt, umschreibt die Rekrutierungsstatistik folgendermassen: «Wenn die verschiedenen Länder mit allgemeiner Wehrpflicht die Ergebnisse des Musterungsgeschäftes sekundärstatistisch bearbeiten, so ge-

schiebt dies zunächst für praktische Zwecke der Heeresverwaltung. Man kann diesen Ergebnissen jedoch auch gewisse Aufschlüsse über die gesundheitliche Verfassung der jungen Männer, über die Wehrhaftigkeit der Bevölkerung, entnehmen, wobei verschiedene Bevölkerungsgruppen unterschieden werden können. Man ist soweit gegangen, die Rekrutierungsstatistik zur Lösung der schwerwiegenden Frage, ob eine Degeneration sich zeige, heranziehen zu wollen, was jedoch schwierig ist, da es sich bei dieser Frage um Erbanlagen handelt, während die Rekrutierungsstatistik das Bild der kombinierten Wirksamkeit der Erbanlagen und des Milieus schildert. Ferner ist allgemein zu beachten, dass die Rekrutierungsstatistik als sekundäre Statistik von den rechtlichen und administrativen Grundlagen und Gepflogenheiten des vorstatistischen Verwaltungsgeschäftes bestimmt wird ...»¹⁾.

«Die einfachste Ziffer besteht in dem Prozentsatz der tauglich Befundenen. Die Veränderungen desselben spiegeln jedoch nicht nur gesundheitliche Verschiebungen wieder, sondern vor allem die Schwankungen des Rekrutenbedarfs. Wenn von 1892 auf 1893 dieser Prozentsatz plötzlich von 46,6 auf 56,5 stieg, so hatte sich nicht die gesundheitliche Verfassung der Gemusterten gebessert, sondern der erhöhte Bedarf zwang zu geringeren Ansprüchen; im vorstatistischen Stadium hatte sich der Begriff des Merkmals «tauglich» gewandelt, nach dem die Statistik zusammenfasst²⁾).

Das Ergebnis hätte immerhin die deutliche Ueberlegenheit des Landes der Stadt gegenüber erwiesen. Je grösser die Städte, desto geringer die Quote der Tauglichen. Dennoch würde die absolut grössere Zahl an Rekruten von den Städten geliefert, wenn man darunter auch kleinere Städte und grössere Ortschaften verstehe³⁾).

Zur Problematik der Rekrutierungsstatistik nahm in einem umfangreichen und anregenden Artikel Professor Hans Schorer Stellung: «Die Messung von Wehrkraft und Volkskraft durch die Rekrutierungsstatistik.» Was ist Wehrkraft und wie lässt sie sich statistisch erfassen? «Wehrkraft ist die Resultante aus Quantität und Qualität, aus Menge der Wehrpflichtigen, beziehungsweise der für die Wehrpflicht in Betracht Kommenden und deren Eignung, Fähigkeit, noch richtiger, Tüchtigkeit für den Wehrdienst, und zwar nicht nur für den Zeitpunkt der Aushebung, sondern auch fortlaufend für die ganze Dauer des Wehrdienstes, wenn auch mit dessen für den Kriegsdienst weniger bedeutsamer

1) Franz Zizek, Grundriss der Statistik, München und Leipzig 1921, S. 259.

2) Ebenda.

3) Ebenda.

werdenden Altersstufen von entsprechend abnehmender Gewichtigkeit ... Die Quantität erwächst in erster Linie aus der Fortpflanzungskraft ... Die Lebenskraft, die sich in der Hauptsache bemisst nach der stärkeren oder geringeren Widerstandsfähigkeit gegen Krankheit und Tod, sie ist ausschlaggebend für die Qualität, die Wehrtüchtigkeit, welche sich in der Wehrfähigkeitserklärung nicht erschöpft, sondern sich auf die ganze Dienstzeit erstreckt und in mehr oder weniger hohem Krankheitsbestand der dienstfähig erklärten Mannschaft wie verschieden starkem Abgang derselben im Verlauf der Dienstpflichtzeit ihren Ausdruck findet»⁴⁾. Die Rekrutierungsstatistik kann daher ein Mass zur Erfassung der Wehrkraft eines Volkes sein, allerdings eher ein Annäherungsmass als ein wirkliches Mass. Wehrkraft und Volkskraft sind bis zu einem gewissen Grade miteinander verkoppelt. Prof. Schorer weist durchaus richtig darauf hin, dass die Tauglichkeitsziffer nur ein zeitlich beschränkter Ausdruck der Wehrkraft eines Volkes sei, denn es kann einer sehr wohl heute als tauglich erklärt werden, und einige Zeit später schon wieder untauglich geworden sein. Ebenso ist die Tauglichkeit kein rein physischer Begriff. Neben der somatisch-morphologischen Tauglichkeit, die in kräftigem Körperbau, gesunden Gliedern, wohl gestählter Muskulatur, blühendem Aussehen zum Ausdruck kommt, gibt es noch eine Reihe psychischer Faktoren, die gerade in der Frage der Wehrtüchtigkeit von entscheidender Bedeutung sind⁵⁾.

Die Rekrutierungsstatistik weist darauf hin, welche Rolle die demographischen Faktoren: Geburtenziffern, Aus- und Ein-, bzw. Rückwanderung, Sterblichkeitsziffer in der Gestaltung der Wehrkraft spielen⁶⁾. Dabei darf man allerdings nicht vergessen, dass die Tauglichkeitsziffer nichts Absolutes an sich hat: je nach den militärischen Erfordernissen, je nach dem Vollzug der Aushebung, je nach den Neigungen der Einzelnen wird eine grössere oder geringere Zahl für militärtauglich erklärt werden. Ausserdem haftet jeder Rekrutierungsstatistik der beträchtliche Mangel an, dass sie besonders im Falle der Diensttauglichkeit unzuverlässig ist: nehmen wir an, der Staatsbürger X. würde sich mit vier Gebrechen im Rekrutierungsbureau einstellen, wovon jedes Dienstuntauglichkeit mit sich führt. Auf Grund des ersten Gebrechens wird er schon als «Dienstuntauglich» erklärt werden, und in den

4) Prof. Dr. Hans Schorer, Die Messung von Wehrkraft und Volkskraft durch die Rekrutierungsstatistik, eine Untersuchung zur Methode und Theorie der Rekrutierungsstatistik, in «Zeitschrift für Schweizerische Statistik und Volkswirtschaft», 55. Jg. 1919, S. 77.

5) Ebenda, S. 78—79.

6) Ebenda, S. 80—84.

meisten Fällen geht man den übrigen Gebrechen gar nicht weiter nach⁷⁾).

Prinzing äussert sich folgendermassen zur Frage der Rekrutierungsstatistik, der er ein eigenes Kapitel seines bekannten Werkes über die medizinische Statistik widmet: «Militärtauglichkeit ist ein nach Zeit und Ort schwankender Begriff. In den einzelnen Ländern, zu verschiedenen Zeiten gelten andere Grundsätze für das Mass körperlicher Tüchtigkeit, das zum Militärdienst nötig ist; man denke z. B. an die Erhöhung des Ersatzes 1893 bei Einführung der zweijährigen Dienstzeit in Deutschland. Auch innerhalb eines und desselben Landes sind die Ansprüche verschieden, je nach der Zahl der zur Musterung Gestellten. Aus einer hohen Zahl von Dienstuntauglichen darf man daher nicht ohne weiteres auf eine Minderwertigkeit der betreffenden Bevölkerung schliessen»⁸⁾. Prinzing erwähnt hernach, dass in der Schweiz sehr sorgfältige Aufzeichnungen stattfinden.

Die Rekrutierungsstatistik bietet wertvolles Material zur Erfassung der Wehrkraft eines Volkes. Sie gestattet es auch, bis zu einem gewissen Grade Rückschlüsse zu ziehen auf die Beziehungen, welche zwischen Lebens- und Berufsart und militärischer Tauglichkeit bestehen. Interessant ist auch die dadurch ermöglichte Erfassung der Verbreitung bestimmter Leiden. So verursachte allgemeine Schwäche über 27 % der Dienstuntauglichkeit im preussischen Heer während der Jahre 1894 bis 1898. Daneben waren besonders Herzkrankheiten, Missbildungen, Augenfehler, Gefässsystemstörungen an der Militäruntauglichkeit schuld⁹⁾. Geht man auf den Geburtsort und nicht den Wohnort der Gestellten zurück, so wird die erhöhte Dienstuntauglichkeit der Städter besonders deutlich, während sie sonst bis zu einem gewissen Grade durch die Zuwanderung vom Land her überdeckt wird. Und doch ist der Tauglichkeitsunterschied nicht überall gleich gross¹⁰⁾. Auffallenderweise ist dieser Unterschied in Kleinstaaten wie z. B. der Schweiz erheblich schwächer, ja es kam sogar vor, dass Städte eine höhere Tauglichkeitsquote aufwiesen¹¹⁾. Zusammenfassend können wir daher sagen, dass die Rekrutierungsstatistik, wie aus den wenigen hier angeführten Beispielen hervorgeht, schon recht entwickelt ist, schon wertvolle Dienste geleistet hat,

7) Ebenda, S. 92—104.

8) Fried. Prinzing, Handbuch der medizinischen Statistik, 2. Auflage, Jena 1931, S. 125.

9) Ebenda, S. 127.

10) Ebenda, S. 129.

11) Itten, Zur Frage der körperlichen Entwicklung und zur Bewegung und Bekämpfung von Minusvarianten in der Schweiz, Schweiz. Med. Woch. 1927, Nr. 14 und 15.

wohl aber auch bestimmt ist, noch grössere Dienste zu leisten. Besonders in methodologischer Hinsicht und in der Verarbeitung des ungeheuren seit Jahren und Jahrzehnten angehäuften Materials wird noch manches geschehen müssen.

Die zweite Art bisheriger Militärstatistik — allerdings wiederum überwiegend Militärstatistik im uneigentlichen Sinn des Wortes — war die Sanitätsstatistik des Heeres. Auch sie fand, besonders in Deutschland, eine gewisse Entwicklung. Allerdings wurde auch hier das Material nur zum geringsten Teil verarbeitet und veröffentlicht. Kübler befasste sich im Jahre 1902 mit der Frage der Kriegssanitätsstatistik¹²⁾. Die Erfahrungen der Schweiz am Ende des letzten Weltkrieges — man denke nur an die Grippeepidemie — dürften wohl eindeutig die Bedeutung dieses Zweiges der militärischen Statistik erhärten. Noch im letzten Weltkrieg machten in der russischen Armee die natürlichen Todesfälle fast ein Drittel der ums Leben Gekommenen aus¹³⁾. Die Frage, ob in künftigen Kriegen der Kampf gegen die Krankheit nicht eine sehr wichtige Rolle spielen wird, muss heute allen Ernstes gestellt werden.

Georg von Mayr wies 1897 darauf hin, dass die gesundheitliche Erfassung bestimmter ausgelesener Bevölkerungsschichten von grösstem Interesse sei. «In hervorragender Weise ist dieses bei den Erkrankungsbeobachtungen an Angehörigen an der Armee und Marine der Fall (Militär- und Marinesanitätsstatistik)»¹⁴⁾. Und zwar besäßen diese Statistiken ein doppeltes Interesse: sie seien nicht nur wertvolle Stützen zur Beurteilung der Wehrkraft eines Volkes, sondern auch dank der Homogenität des Beobachtungsmaterials eine Quelle zu rein medizinischen Erkenntnissen¹⁵⁾. Diese Bemerkung ist durchaus zutreffend, aber wir können hier nicht weiter auf sie eingehen. In wirtschaftlicher Hinsicht ist die Kenntnis der Gesundheitsverhältnisse im Heere von Bedeutung für die Organisation der Militärversicherungskassen.

Als vorbildlich galten früher die «Sanitätsberichte der königlich preussischen Armee und der beiden sächsischen und württembergischen Armeekorps». Sie boten neben erklärendem Text reichliches statistisches Material. Daraus kann man die überraschende Feststellung entnehmen, dass 1908/09 fast sechzig Prozent des 545,916 Mann starken Heeres entweder kürzer oder länger erkrankt waren. Die Sterblichkeit allerdings erreichte nur

12) Kübler, Kriegssanitätsstatistik, Klinisches Jahrbuch, Berlin 1902, S. 380.

13) Prinzing, zit. Werk, S. 645.

14) Georg von Mayr, Statistik und Gesellschaftslehre, II. Bd., Freiburg i. Br. 1897, S. 431.

15) Ebenda, S. 436.

1,8 Promille. Die daraus hervorgehende Einsicht weist darauf hin, dass der Faktor Krankheit zahlreichste militärische (strategische und taktische) Berechnungen über den Haufen werfen kann¹⁶⁾.

Das Unangenehme an der ganzen Sache besteht darin, dass man den Gesundheitszustand eines Heeres in keiner Weise mit auch nur annähernder Sicherheit vorausbestimmen kann, mögen auch frühere Ziffern gewisse Wahrscheinlichkeitswerte gewähren. Von diesen ausgehend vermag man ganz grobe Fehlberechnungen zu vermeiden. Daher wäre es wirklich im Interesse sowohl der Wehrhaftigkeit als auch der Wehrforschung gelegen, wenn diese Militärstatistiken noch weiter ausgebaut und verbessert würden.

Die Militärsanitätsstatistik erhärtete übrigens, dass der Militärdienst eher gesundheitsfördernd als krankheitsbringend ist. Durch die reiche körperliche Anstrengung, durch die stete Bewegung, durch Abhärtung wird der Körper in einem gewissen Grade gegen Angriffe von aussen gefeit. Nichtsdestoweniger zeigt die Militärstatistik, dass im Bereich der Physiologie und Prophylaxe noch brennende Aufgaben einer baldigen Bearbeitung und Lösung harren.

Eine dritte Art der Militärstatistik ist jene, die sich mit den Verbrechen befasst. Sie umfasst aber nicht bloss Verbrechen gegen den Staat, gegen die Gesellschaft und die öffentliche Sicherheit, gegen Mitmenschen, sondern auch gegen sich selbst und bezieht daher die Selbstmorde ein. Auch dieser Teil der Statistik ist eigentlich nicht über gewisse fragmentarische Publikationen hinaus entwickelt worden. Man gestatte uns in Kürze die einschlägigen Gebiete zu umschreiben: zuerst sind einmal die verbrecherischen Akte zu betrachten, die aus der Furcht oder dem Widerwillen gegen den Militärdienst hervorgehen: von der Selbstverstümmelung bis zum Selbstmord der zum Militärdienst Berufenen¹⁷⁾. Glücklicherweise sind diese Fälle recht selten. Sodann kommt die Klasse der sogenannten Disziplinarvergehen der im aktiven Dienst Stehenden. Hernach müssen noch die von Soldaten oder Offizieren aller Grade verübten Akte gegen die Staatssicherheit zahlenmässig erfasst werden. Endlich kommen noch Vergehen und Verbrechen aller Art, die aus Rachegefühl, Hass, Zorn, Ungehorsam, Empörung und so weiter hervorgehen. Schliesslich muss man noch die Selbstmorde während des Aktivdienstes berücksichtigen.

¹⁶⁾ Mosse und Tugendreich, Krankheit und soziale Lage, München 1913, Seite 39.

¹⁷⁾ Ebenda, S. 350.

Was bezweckt eine solche Statistik? Hier gilt besonders der Satz: etwas anderes ist die blosse Feststellung und etwas anderes die Beurteilung. Die erstere bietet schon Schwierigkeiten, die letztere dürfte aber eigens heikel sein. Es gilt darüber Klarheit zu schaffen, ob der Mensch als Soldat zu Verbrechen geneigter ist wie als gewöhnlicher Bürger, ob es wohl Unterschiede in der Neigung zu Vergehen und Verbrechen gibt, je nachdem der Soldat dieser oder jener Klasse der Bevölkerung angehört oder sich in dieser oder jener Lebensstellung befand.

Kann und soll eine derartige Statistik veröffentlicht werden? Während eines Krieges ist es wohl zu überlegen, aber in Friedenszeiten dürfte der Veröffentlichung nichts im Wege stehen. Im Gegenteil, es könnte manches wertvolle Material gewonnen und verarbeitet werden, das nicht nur der Kriminalistik, sondern auch der Wehrpsychologie Dienste leisten könnte.

Als letzte Statistik erwähnten wir das vom Völkerbund alljährlich in französischer und englischer Sprache veröffentlichte Jahrbuch der Bewaffnungen und Heeresstärken. Es ist eine ungemein reichliche, wenn auch nur mit gewisser Vorsicht zu gebrauchende Quelle. Vor allem muss vor Vergleichen gewarnt werden, die mancher Publizist anhand solcher an sich wertvoller Publikationen anstellen möchte. Fachleute erster Güte werden grossen Nutzen daraus ziehen, vielleicht sogar mehr in negativer als positiver Hinsicht, Laien auf dem Gebiet des Wehrwissens dagegen ist Vorsicht anzuraten.

Damit wäre ein allerdings recht karger Ueberblick über das geboten, was Statistik bisher schon zur Förderung des Wehrwissens tat. Im Grunde genommen ist es recht wenig. Auch in der Schweiz erfuhren die früheren Bemühungen keineswegs die wünschenswerte Entwicklung. Die kaum erwachte und entsprossene Wehrstatistik der zwei letzten Dezennien des vorigen Jahrhunderts erstarrte und erstickte in der Flut neu aufkommender Zweige der praktischen Statistik und im Eis der Interesselosigkeit. Vielleicht ist der Kanonendonner des neuentbrannten europäischen Krieges auch hier ein Weckruf.

In dem Handbuch der Schweizerischen Volkswirtschaft, das Ende 1939 zweibändig erschien, herausgegeben von der Schweizerischen Gesellschaft für Statistik und Volkswirtschaft, ist der Statistik ein sehr umfangreicher und teilweise vorzüglicher Artikel gewidmet. Sozusagen alle Anwendungsgebiete der Statistik finden Berücksichtigung, ausgenommen, die sicherlich auch wirtschaftlich hochbedeutsame Militärstatistik. Ebenso charakteristisch ist, dass die Rekrutierungsstatistik in dem Statistischen Jahrbuch der Schweiz recht karg mit einer Seite abgefertigt wird. Immerhin

steht die Schweiz damit nicht hinter anderen Staaten zurück und sie veröffentlicht sogar eine Militärgerichtsstatistik¹⁸⁾.

2. Was noch zu geschehen hat.

Betrachten wir die bisherigen Bemühungen etwas eingehender, so dürfte uns ziemlich rasch klar werden, dass sie sicherlich wertvoll und ausbaufähig sind, aber trotz allem mehr der Wehr- als der Kriegsstatistik angehören. Die Kriegsstatistik, von der jetzt die Rede sein soll, zerfällt selbst wieder in zwei verschiedene Bereiche:

- a) Statistik im unmittelbaren Dienst des militärischen Wissens und Handelns,
- b) Statistik im indirekten Dienst von Strategie und Taktik.

Diese Unterscheidungen erscheinen nur zu oft als etwas Gekünsteltes und rein Didaktisches. Leider sind sie zum klaren Ausdruck des Gedankens erforderlich. Missverständnisse größter Art lassen sich ohne scharfe Scheidung der Begriffe nicht vermeiden.

Auf das Bisherige bezogen könnte man vielleicht sagen, dass die erste Art das wahrhaft Neue und Originelle enthält, während die zweite Art eher als eine Anwendung der Wehrstatistik auf die Strategie und Taktik angesehen werden kann.

Im Krieg spielt die Zahl unstreitig eine entscheidende Rolle. Sie drückt allerdings nur etwas und nicht alles aus. Was kann nun der höhere Offizier oder sogar die oberste Heeresleitung mit der Statistik anfangen? Das ganze Problem spitzt sich gleichsam auf folgenden Brennpunkt hinzu: ist die Statistik auch für den Militär eine wertvolle und wir möchten sagen sogar unentbehrliche *Erkenntnisquelle*? Was ist aber eine Erkenntnisquelle? Es ist das, wodurch wir zu einer Erkenntnis gelangen. Es ist ein Mittel zu etwas, ein Instrument. Wie ich ohne Mikroskop unmöglich eine objektive Einsicht in den Aufbau der Nebennierenrinde erlangen kann, wie ich ohne Feldstecher Gegenstände in gewisser Entfernung entweder überhaupt nicht mehr oder doch nur mit grösster Mühe wahrzunehmen vermag, so kann ich vielleicht auch ohne Statistik gewisse Erkenntnisse nicht gewinnen, die mir aber durch die Statistik zugänglich werden. Und zwar handelt es sich hier nicht um Fragen, die den Militär eigentlich nur als Randgebiete angehen, sondern um eigentlich streng militärwissenschaftliche Fragen.

Wir müssen also jetzt auf verschiedenste Art den Nachweis führen, dass die Statistik eine solche Erkenntnisquelle auch im

¹⁸⁾ Statistisches Jahrbuch der Schweiz 1938, Bern 1939, S. 408, sowie S. 443, 446.

engeren Bereich der Militärwissenschaften ist. Ganz leicht dürfte es uns nicht fallen, denn jedermann, der sich mit menschlicher Psychologie befasst hat, weiss, wie schwierig es ist, Erkenntnisvorgänge klar zu machen. Und doch sind sie geradezu entscheidend. Wer wüsste nicht, dass geistige Ueberlegenheit und Genialität bei der Heeresleitung auch heute noch von entscheidender Bedeutung sind? Man übertrieb vielleicht den Willensbereich im Militärmenschen. Man unterschied dabei nicht immer hinreichend zwischen Befehlenden und Ausführenden.

Was ist ein Genie? Ein Mensch, der Dinge sieht, die wirklich da sind, und allen anderen Menschen entgehen. Was ist daher ein militärisches Genie? Ein Heerführer, ein höherer Offizier, der noch Dinge beobachtet, bemerkt, feststellt, zu beurteilen weiss, die anderen Offizieren nichts sagen. Die Statistik ist aber, wie gesagt, ein Instrument, um Dinge zu erkennen, die sonst unerkannt blieben, um Dinge zu verstehen und zu beurteilen, die sonst vergebens aufgetreten wären.

Der Gebrauch eines Instrumentes — und möge es auch noch so einfach sein — setzt zweierlei voraus: der Gebraucher muss sein Instrument kennen und er muss es beherrschen. Also Wissen und Können. Nun ist aber die Statistik kein einfaches Instrument, sie setzt daher ein reichliches Wissen voraus. Darüber hinaus hat sie noch das Unglück, ein Instrument zu sein, das erst in langer Uebung seine «Technik» preisgibt. Statistik kann man nicht improvisieren.

Stossen wir ins Konkrete vor. Eine Schlacht hat begonnen. Stellen wir uns nun zwei Heerführer vor: der eine lässt die Statistik beiseite, der andere bedient sich ihrer. Was wird nun letzterer mehr in Erfahrung bringen? Wir können hier nur eine ganz schematische Antwort geben, die gleichsam mehr Illustration als Beweisschema sein soll.

Wie beurteilen beide den Kräfteinsatz an Soldaten? Es gibt einen Optimaleinsatz, und die beiden davon abweichenden Extreme: weitaus zu viel und entschieden zu wenig. Hauptmann Brandenberger unterstrich diese Tatsache in seinem ausgezeichneten Aufsatz über den taktischen Mindesteinsatz: «So liegt der Erfolg verheissende Kräfteinsatz des Kühnen zwischen zwei im Augenblick des Entscheides fast immer nicht leicht zu erkennen, oft mehr nur gefühlsmässig zu erahnenden Grenzen, deren Ueberschreiten nach oben oder nach unten zum Misserfolg führen müsste»¹⁹⁾. Der Heerführer ohne Statistik beurteilt die Frage des Optimaleinsatzes mehr gefühlsmässig, mehr erfahrungsgemäss,

¹⁹⁾ Brandenberger, Vom taktischen Mindesteinsatz, Allg. Schweiz. Militärzeitung, August 1939, S. 493.

mehr intuitiv. Der Heerführer mit Statistik berücksichtigt selbstverständlich diese Gegebenheiten in gebührendem Mass. Aber er tut noch etwas mehr. Er arbeitet mit Zahlen, die mengenmässige Grössen ausdrücken. Er weiss, dass hinter diesen Grössen Kräfte stehen. Er versucht nun rein objektiv, ohne dass ihm die Phantasie ins Handwerk pfuscht, die Verhältnisse dieser Grössen zueinander zu ermitteln und auf klare Weise auszudrücken. Er weiss übrigens aus der früheren, ebenfalls statistisch verarbeitenden Erfahrung, dass gewisse Mengenkombinationen besonders erfolgreich sind. Daher überprüft er statistisch seinen Entschluss.

Noch mehr! Während die Schlacht sich vollzieht, arbeitet er fortgesetzt weiter an seinem sich fort und fort anreichernden und verändernden Zahlenmaterial. Er prüft damit ununterbrochen die Richtigkeit seiner Vorausberechnung nach. Er nimmt schwache Stellen und empfindliche Punkte rascher und sicherer wahr. Er lässt sich auch weniger rein subjektiv beeinflussen. Die Zahlen haben an sich etwas ungemein Nüchternes und Kaltes. Wo sie herrschen, da muss sich die Phantasie bändigen.

Es entsteht gleichsam eine Tabelle, ähnlich der Logarithmentafel, anhand derer man eine Reihe von Beziehungsgrössen fast unmittelbar ablesen kann. Doch darin ist nicht einmal der grösste Vorteil gelegen. Die statische Erfassung, die sich zur übrigen Erfassung hinzugesellt, weist auch auf Gegebenheiten hin, die sonst unbeachtet bleiben. Es sind das die «typischen Kreuzungs- und Störungspunkte». Was versteht man darunter? Nehmen wir an, es würde sich schon bald zu Beginn der Schlacht herausstellen, dass an einem gewissen Frontabschnitt zu viel Truppen eingesetzt wurden, während an einem anderen kaum das erforderliche Mindestmass erreicht wurde. Rein zahlenmässig ergibt sich daraus die Möglichkeit, entweder eine Umschichtung vorzunehmen oder den Angriffsplan derart umzugestalten, dass überall das Optimum eingesetzt wird. Hier lag ein typischer Kreuzungspunkt vor. Was ist aber ein Störungspunkt? Nehmen wir an, wir hätten die verschiedenen mengenmässig erfassbaren Grössen vorausberechnet und dementsprechend unsere Disposition getroffen. Die Mathematik allein ist klar, aber starr. Die Statistik ist viel wirklichkeitsnäher. Sie enthält in jeder konkreten Feststellung auch noch die gesamte potentielle Störungswelt. Daher können wir wohl mit der reinen Mathematik Voraussagen machen, aber nicht mit der Statistik. Diese weist nur auf Gegebenes und auf Wahrscheinliches hin. Was ist dieses Wahrscheinliche? Eine Tendenz zur Wiederkehr des Gewesenen, zur Wiederherstellung früherer Gleichgewichte. Wenn nun der Heerführer anhand der Statistik die Dynamik des Geschehens in ihrem multipolaren Beziehungsfeld genau verfolgt, so erschliessen sich ihm bis zu einem

gewissen Grad die Möglichkeiten der künftigen Kräftegestaltung. Die Mathematik treibt ihn in einer Richtung vorwärts, die Statistik dagegen lässt volle Bewegungsfreiheit und gibt in jedem Augenblick gleichsam Rechenschaft über die tatsächliche Lage und über die Möglichkeiten, die in den Bereich des Wirklichen hineinrücken oder wenigstens es zu tun vermögen.

Also, die Vorteile der statistischen Erkenntnis lassen sich in folgende Leitpunkte zusammenfassen:

- a) Ausschaltung des rein Subjektiven und Unbestimmten in der Beurteilung des rein Mengenmässigen;
- b) Erfassung der Bedeutung der Proportionen aller Art: quantitativer, qualitativer, dispositioneller Art, und so fort;
- c) Scharfe und fortschreitende Kontrolle des Vollzuges: raschere und sichere Erkenntnis der Verschiebungen und Umgestaltungen in mengenmässiger Hinsicht;
- d) Unmittelbarere Einsicht in die sogenannten kritischen Punkte und Momente und ihre bessere Beherrschung durch umfassenderen Ueberblick;
- e) Experimentelle Auswertung des tatsächlichen Geschehens.

Dieser letzte Punkt muss etwas näher beleuchtet werden. Es gibt eine eigentliche experimentelle Methode, und sie wird in den Naturwissenschaften zur Anwendung gebracht. Daneben besteht aber auch eine uneigentliche experimentelle Methode. Sie verdankt ihre Entstehung der Statistik. Man kann unmöglich mit der Gesundheit oder dem Leben des Volkes Experimente treiben. Aber eines kann man tun: durch die Statistik die bestehende Lage möglichst genau erfassen und von dieser Lage ausgehend alle Variationen beobachten, die entweder von aussen her oder durch unsere Bemühungen herbeigeführt werden. Es ist kein reines Experiment mehr, denn wir bestimmen die Grundbedingungen nicht. Es ist aber auch kein blindes empirisches Draufloshandeln, denn wir verfolgen unablässig die Auswirkungen jeder Veränderung und jeden Eingriffes.

Wie beurteilen nun die beiden Heerführer den Materialeinsatz? Auch hier liegt eine deutliche Verschiedenheit der Beurteilung vor. Wer mit Statistik arbeitet, ist zur genauen Erfassung, zur klaren Scheidung gezwungen. Wenn ich eine Statistik der Verluste an Waffen anlege, kann ich niemals verschiedene Waffengattungen in einen Topf werfen. Ich muss sogar eine möglichst umfassende Trennung vornehmen: so viele leichte, so viele mittlere, so viele schwere Maschinengewehre neueren oder älteren Typus gingen verloren, gingen zugrunde, wurden unbrauchbar, das sind so und so viele Prozent von den entsprechenden eingesetz-

ten Waffen. Was gestattet eine solche Feststellung? Sie weist darauf hin, dass man in nächster Nähe zu unmittelbarer Disposition besonders von dieser oder jener Waffenart grosse Reserven halten muss, da diese Waffen den grössten Verlustquotienten aufwiesen. Mit anderen Worten, die Statistik lehrt auch, aus gemachten Erfahrungen die nötigen Früchte zu gewinnen, um begangene Fehler zu vermeiden und ihnen nach Möglichkeit vorzubeugen und zwar genau im Masse des Erforderlichen. Und in dieser Präzisierung liegt gerade die grosse Bedeutung der statistischen Erfassung.

Die Schlacht ist geschlagen. Die Schlacht ist reich an Erfahrungen. Teilweise sind diese qualitativer Art und damit jeder rein mengenmässigen Erfassung enthoben. Teilweise sind sie aber auch quantitativ und dadurch statistisch erfassbar. Je rascher, vollständiger, gründlicher, verständnisvoller das geschieht, desto umfassender und unverzüglicher können die gewonnenen Erfahrungen ausgewertet werden. Es gilt alle möglichen Erfahrungen zu sammeln, zu ordnen, zu verarbeiten: von der Zahl der Toten, die sich selbst wieder in mindestens zwanzig Kategorien aufteilt, der Zahl der Verwundeten, die nach der Schwere und Art ihrer Verwundung klassiert werden müssen, der Zahl der Gefangenen, die man gemacht oder die man dem Feind abgetreten hat, bis zur Analyse der Beute, des Erfolges oder Misserfolges, der Leistung einzelner Truppenteile und anderes mehr. Nach einer mittelgrossen Schlacht wären demnach Tausende, ja Zehntausende von Zahlen zu ermitteln, zu bearbeiten, zu beurteilen. Die neuen Ergebnisse würden mit den früher gewonnenen verglichen und daraus bald eine Bestätigung gewisser Regeln und Lehren gewonnen, bald eine völlig neue Erkenntnis, und möge sie mitunter auch nur negativer Art sein. Es ist manchesmal wertvoll zu wissen, dass ein bestimmter bisher immer und allgemein festgehaltener Grundsatz der Strategie oder der Taktik entweder ungültig geworden ist oder doch beträchtliche Einschränkungen erlebt hat.

Wir möchten nur an einem einzigen Beispiel den Wert dieser umfassenden Analyse klar machen. Wir verlangten, dass man die Toten mindestens in zwanzig Gruppen teile. Ist das nicht übertrieben? Ist das überhaupt sinnvoll und möglich? Die Gefallenen sollen nach der Art des Todes eingeteilt werden. Das gibt die erste grosse Unterabteilung ab. Das zeigt schon, wie wir am besten unsere Soldaten schützen können. Es ist nämlich nicht gleichgültig, wo der Kämpfer seine Schusswunde erhielt, die ihn verbluten liess. Oft kann man schon auf der Stelle der Wunde entnehmen, dass diese oder jene Ursache mit daran schuld war. So kommt es gar nicht so selten vor, dass Schusswunden deutlich auf Uebermüdung hinweisen. Es dient die Art der Wunde, die

Stelle der Wunde zur ersten Feststellung dieser Tatsache. Nun wissen wir aber von der Physiologie mit gewisser Genauigkeit her, dass Uebermüdung sich unter diesen oder jenen Umständen besonders rasch und wuchtig einstellt. Manchesmal gelingt es uns, diese Umstände auszuschalten und damit das Leben eines Soldaten zu retten. Die tödlichen Wunden geben auch Aufschlüsse über die beste Art des Vorgehens, über die Gefährlichkeit der Waffen, über die geeignetsten Schutzmassnahmen. Gewiss auch ohne Statistik kommt man mit der Zeit zu gewissen Erfahrungen. Aber das ist ja gerade der Vorteil dieser Methodenlehre, dass sie uns gestattet, rascher und sicherer zum Ziele zu gelangen. Das kann aber mitunter Sieg oder Unterliegen bedeuten. Ein Gegner, der anfangs unterlegen ist, aber rascher aus den Tatsachen zu lernen weiss, wird in Kürze überlegen sein.

Abschliessend müssen wir daher feststellen, dass die Statistik sehr wohl zu einer Erkenntnisquelle in den eigentlichen Militärwissenschaften werden kann, dass sie wie kaum eine andere Methode geeignet ist, das oft verhängnisvolle, wenn auch anderseits wiederum segensreiche Spiel der Phantasie, in die rechten Bahnen zurückzudämmen, sichere und umfassende Erfahrungen zu sammeln und wissenschaftlich zu verwerten. Der jüngste Feldzug Sowjetrusslands gegen das sich ebenso tapfer als tüchtig verteidigende Finnland zeigt der ganzen Welt, wie verhängnisvoll es für eine Heeresleitung sein kann, wenn sie sich von Gefühlen und Phantasien leiten lässt.

Es muss nun noch ein Wort über die indirekte Leistung der Militärstatistik gesagt werden. Die Wehrstatistik hat sich durch die Anwendung auf das militärische Wissen und Handeln zur Militärstatistik umgebildet. Es fallen unter anderem folgende Gebiete in den Arbeitsbereich der uneigentlichen Militärstatistik:

a) Die Statistik der Bevölkerungsgestaltung unter dem Einfluss des Krieges: vom Geburtenrückgang bis zu der Umkehr des Bevölkerungsstromes von der Stadt zum Lande, wie man ihn jüngstens in England und Frankreich sehen konnte. Aus Gründen des Luftschutzes wurden grosse Teile von Paris und London evakuiert. Es blieb zurück, wer aus beruflichen Gründen die Stadt nicht verlassen konnte.

b) Die Statistik der wirtschaftlichen Gestaltung der Nation unter Kriegsverhältnissen: Umstellung der Friedens- zur Kriegswirtschaft. Organisation und Funktion der Wehrwirtschaft, des Finanzwesens, des Güteraustausches mit dem Auslande.

c) Verkehrsstatistiken, die in gewisser Hinsicht besonders wichtig sind: Menge der beförderten Güter und Personen bei

dieser oder jener Störung, bei diesem oder jenem Ausfall, z. B. an geeignetem Personal, das durch Hilfskräfte ersetzt wird.

d) Statistik der sozialen Erfassung: Umbau der Klassen, Wachsen oder Verschwinden von politischen Parteien, Veränderungen der Einstellung gewisser Kreise, in einem Wort, sozialpolitische Statistik.

e) Fortführung der Rekrutierungsstatistik unter den neuen Verhältnissen: Zahl der nachträglich zum Dienst oder Hilfsdienst einberufenen Staatsbürger, Rekrutierungen aus Rückwanderern, Verhältnis der Tauglichkeit verglichen mit Friedensverhältnissen und anderes noch.

f) Erweiterung und Ausbau der sanitären Statistik: man kann schon von vornherein sagen, dass sie einen ganz anderen Charakter annimmt. Zu Friedenszeiten stehen immer nur junge, volltüchtige Menschen unter den Waffen, und es wird sehr viel Gewicht darauf gelegt, ihre Gesundheit zu stählen und zu erhalten. Im Kriege aber liegen die Verhältnisse anders: Leute sehr verschiedener Altersklassen stehen unter den Waffen, mit der Zahl der Soldaten nimmt auch die gesundheitliche Gefährdung zu. Man wohnt enger zusammen, man ist grösserer Ansteckungsgefahr ausgesetzt, man vergisst leicht, um wieviel schwerer sich ältere Leute an neue Lebensbedingungen anpassen. Der Prozentsatz der Erkrankungen muss daher höher sein und es müssen auch, nicht bloss relativ, sondern auch absolut gerechnet, mehr Menschen den Angriffen unserer Lebensfeinde erliegen. War daher die Sanitätsstatistik des Heeres zu Friedenszeiten schon sehr wichtig, so ist sie mit dem Krieg sozusagen unentbehrlich geworden. Ohne Statistik vermögen wir uns überhaupt kein Bild über den Gesundheitszustand zu entwerfen, wenigstens keines, das auch nur annähernd der Wirklichkeit entspricht.

Diese Sanitätsstatistik hat aber noch andere Aufgaben zu erfüllen: sie muss dem Arzt zeigen, welches die häufigsten und gefährlichsten Erkrankungsformen sind. Sie kann mitunter auch bei der Erkenntnis der Heilkraft verschiedener Mittel unentbehrliche Dienste leisten. Sie wird daher dem Arzt den Weg weisen, wohin er seine Bemühungen zu richten hat, und wie er am erfolgreichsten vorzugehen vermag. Was das bedeutet, erhellt aus der Tatsache, dass mitunter durch Krankheit bis zur Hälfte des gesamten Heeres vorübergehend, aber zu gleicher Zeit, effektiv aus dem Aktivdienst ausgeschaltet sein kann, wie es bei Epidemien leicht der Fall ist. Gelingt es dem Arzt dank der Sanitätsstatistik die Gefahr rechtzeitig zu erkennen und mit allen Mitteln zu bekämpfen, so kann er auf diese Weise seinem Lande unschätzbare Dienst leisten.

g) Auch die erwähnte kriminelle Statistik verdient während des Krieges besondere Beachtung und sie muss in einem Mass ausgebaut und benutzt werden, das in Friedenszeiten völlig unberechtigt wäre. Es ist hier leider nicht möglich, all das auszuführen, was zum vollen Verständnis der Bedeutung gerade dieses statistischen Zweiges erforderlich wäre. Das eingehende Studium der Genese und Entwicklung der russischen Revolution zeigte uns, dass wir in der militärkriminalistischen Statistik ein sicheres und leichtes Erkennungsmittel kommender Revolutionen besitzen. Die umstürzlerische Bewegung hielt Schritt mit der aufsteigenden Kurve der wegen Fahnenflucht, Raub, Beuteunterschlagung usw. Verurteilten. Gerade hier spielte sich ein furchtbares Dilemma ab. Der Soldat ist in viel engerer seelischer Verknüpfung mit seinen Schicksalsgenossen verbunden als der Staatsbürger mit seinen Mitbürgern. Wird die Verurteilung aus einer bestimmten Mentalität heraus als ungerecht empfunden, so sind gerade solche Verurteilungen durch Militärgerichte das beste Mittel zur seelischen Revolutionierung der Truppen. Eine sachkundig und klug ausgeführte Kriminalistik vermag in der Beurteilung des Soldatengeistes unersetzbare Dienste zu leisten. Solange die weit überwiegende Zahl der Verurteilungen Vergehen betrifft, die entweder auf Fahrlässigkeit beruhen — z. B. Nichtbefolgen von Dienstvorschriften, Materialmissbrauch, Dienstversäumnis, oder auf blossem Vorurteil gegründet sind, wie Angst vor dem Militärdienst —, darf der Geist der Truppe als durchaus gefestigt und vaterländisch angesehen werden. Sobald es aber die Militärjustiz einmal mit Fahnenflucht, schweren Verbrechen (Ermordung von Offizieren, Weigerung der Ausführung eines Befehls) und anderem zu tun bekommt, sobald sich auch immer mehr Fälle von Spionage zugunsten einer fremden Macht einstellen, sind die Zeichen einer inneren Zersetzung gegeben und die Kriminalistik wird zum Warnzeichen in höchst gefährlicher Stunde. Wer ihre Sprache versteht, kann den Rettungsanker ergreifen, wie es General Pétain 1917 in Frankreich tat.

Es muss daher auch dieser Zweig der statischen Erforschung noch weiter ausgebaut werden. Man wird je nach Standort des Truppenkörpers, je nach Aufbau der Armee, je nach politischer Struktur des Landes ganz verschiedene Fragen zu beantworten haben. Auch hier ist die individuelle Gestaltung der Statistik von grösster Wichtigkeit. Ein und dasselbe Verbrechen hat in verschiedenen Ländern eine ganz verschiedene militärwissenschaftliche Bedeutung.

Was die internationale Militärstatistik angeht, so erfährt sie während eines Krieges grosse Hindernisse. Fast nur auf dem Spionageweg gelingt es, von kriegführenden Staaten Auskünfte

über Bewaffnung und Truppenbestände zu erlangen. Als wissenschaftliche Statistik wird sie daher vorübergehend verunmöglicht sein.

Rückblick und Ausblick.

Der moderne Krieg hat etwas Totalitäres an sich: er fordert, dass sozusagen alles herangezogen werde, um die fast übermenschlichen Aufgaben zu lösen, die er — die grausame Sphinx — der geplagten Menschheit aufgibt. Wer hätte auch nur vor 100 Jahren die gewaltige Entwicklung des Wehrwissens vorausgeahnt! Wehrgeographie, Wehrethik, Wehrpsychologie, Wehrdemographie, Wehrphysik, Wehrchemie, Wehrbiologie, Wehrphilosophie, Wehrsoziologie und wie sie alle heissen, die erst gestern geboren wurden.

Die Kriegsstatistik ist auch von gestern. Und doch unterscheidet sie sich merklich von all den erwähnten Zweigen des Wehrwissens. Sie sind nämlich alle zusammen positiv veranlagt und ein reger innerer Dynamismus trieb und treibt sie ununterbrochen voran, während die Kriegsstatistik sehr unentwickelt blieb. Man kam fast nirgends über ein gewisses schon vor einem halben Jahrhundert erreichtes Stadium hinaus. Ja es hatte fast den Anschein, als sei die Kriegsstatistik überholt, vergessen, zum alten Eisen geworfen. Und doch ist sie fähig und gewillt, Dienste zu leisten. Sie tut es als Methodenlehre und wird damit zur Erkenntnisquelle, sie tut es als positive Wissenschaft und wird damit zum Wissensgebiet. Mit ihr sehen wir mehr, sehen wir es anders, sehen wir auf andere Weise.

Zur Kriegsstatistik gehört zweierlei: Kenntnis und Erfahrung in der Statistik, Kenntnis und Erfahrung in der Militärwissenschaft. Der reine Statistiker läuft Gefahr, allzu sehr von der konkreten Wirklichkeit abzurücken und der reine Militär wird das empfindliche und heimtückische Werkzeug Statistik nicht mit vollem Nutzen auszuwerten vermögen. Es dürfte aber besser sein, ohne Instrument auszukommen, als mit einem Werkzeug zu arbeiten, das konstant und unvermerkt in die Irre führt.

Was kann aber sonst noch geschehen, um die Kriegsstatistik vorwärts zu bringen? Man muss sich fast fragen, ob nicht schon die systematische und allseitige Durcharbeitung des bisher schon gesammelten Materials wertvolle Anregung und kostbare Erkenntnisse bieten könnte. Diese Aufgabe könnte wenigstens teilweise unseren Universitäten zufallen, an denen so viele schon über und über bearbeitete Themata mitunter immer wieder bearbeitet werden. Aus der Bearbeitung des vorhandenen Stoffes ergeben sich dann wie von selbst Hinweise für die künftige Erfassung des Materials und für die geeignetste Methode der Verarbeitung.

Vom Militär aus sollte dann der erste Grundriss einer Wehrstatistik entworfen werden, der anhand von Uebungen und Manövern gewonnen werden könnte und dann von Fachstatistikern überarbeitet werden müsste. Diese Wehrstatistik würde dann zur Kriegszeit in die Kriegsstatistik übergeführt werden. Auch hier gibt es gewisse Schwierigkeiten, die aber nicht übergross zu sein scheinen.

Die Statistik ist, wie gesagt, eine Methodenlehre. Alles kommt daher auf das Wie der Durchführung an. Kann eine Nation es nicht zustande bringen, dass sie die Wehr- und Kriegsstatistik auf wissenschaftlich einwandfreie Weise betreibt, so ist es besser, gar nichts zu versuchen oder zu unternehmen. Nirgends rächen sich Fehler so furchtbar als im Bereich der Zahlen. Die Ausführung entscheidet daher wesentlich über Wert oder Unwert einer Kriegsstatistik.

Die Mühe, mit der Sieg und Frieden errungen oder erhalten sein wollen, spiegelt sich gewissermassen auch in der Kriegsstatistik. Aber gerade die Schwierigkeit ist den Besten Ansporn.

Probleme des finnischen Ostseeraumes

1. Finnlands Grenzen.

Bei einem Flächeninhalt von 383,000 km² besitzt Finnland nur eine Bevölkerung von 3,8 Millionen Seelen, rund 10 Prozent weniger als die Schweiz.

Vergleichsweise Bevölkerungsdichte	pro km ²
Finnland	10
Schweiz	100
Frankreich	76,1
Estland	23,5
Lettland	29,7
Litauen	44,6
Polen	87,2
Schweden	13,9

Die Festlandsgrenze (inklusive Ladogasee) mit der Sowjetunion ist 1400 km lang, mit Norwegen rund 800 km, mit Schweden 500 km. Die Küstenlinie (Inseln nicht gerechnet) dürfte mit 1500 km eher niedrig veranschlagt sein. Ein Drittel davon grenzt an den finnischen Meerbusen. Keine 40 km von dieser Südostgrenze entfernt liegt die russische Grosstadt Leningrad.

Die russisch-finnische Grenzzone ist vertraglich «neutralisiert», Unterhalt von Befestigungen und stärkern Garnisonen beiden Parteien untersagt; eine Ausnahme hievon machen Lenin-